Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 64 (1955)

Heft: 7

Artikel: Unsere medizinische Mission in Taegu bemüht sich, den Fernen Osten zu verstehen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-548181

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSERE MEDIZINISCHE MISSION IN TAEGU BEMÜHT SICH, DEN FERNEN OSTEN ZU VERSTEHEN

Ich glaube, dass die Forderung des gegenseitigen Verständnisses zwischen Westen und Osten und die wechselseitigen Anregungen zu den fruchtbarsten geistigen Prozessen gehören, die in unserer Zeit denkbar sind. Alle Beteiligten werden dabei nur gewinnen und sich so selbst auf eine höhere Stufe zu bringen vermögen. Und das Verlockende dabei ist, dass diese höhere Stufe für alle Völker von gleicher oder doch jedenfalls von sehr ähnlicher Art sein wird. *Lily Abegg.*

Vom Ringen um das Verständnis für den östlichen Menschen und dessen gänzlich verschiedene Lebensauffassung zeugt jeder Bericht, jeder Brief, die wir von den Mitgliedern unserer Medizinischen Mission in Taegu erhalten. So schreibt zum Beispiel Dr. Ludin, der Radiologe:

«Der erste tiefe, faszinierende und auch etwas beängstigende Eindruck war für alle Mitglieder unserer Mission die Fremdheit, die Unverständlichkeit, die Undurchdringlichkeit der hiesigen Menschen und ihrer Aeusserungen und Lebensgewohnheiten. Auch nach dem Aufenthalt von mehreren Monaten hat sich am ersten Eindruck nicht viel geändert. Das Bild von diesem fremden Lande ist immer noch der Widersprüche und Lücken voll. Versuche ich, aus meinen Erlebnissen und Beobachtungen allgemeinere Schlüsse zu ziehen, so bin ich oft ratlos: das Heute widerlegt das Gestern, und das Morgen wird bestimmt das Heute widerlegen. Trotzdem wage ich es, einige meiner Eindrücke zu schildern:

Sofern ein solcher Vergleich überhaupt erlaubt ist, scheinen die Koreaner technisch weniger weit fortgeschritten zu sein als die Einwohner Europas im frühen Mittelalter. Wie ich hörte, besteht ausser in Söul fast keine unterirdische Kanalisation; alles Abwasser fliesst in einen Graben, der am Rande der Strassen vor den Häuserreihen vorbei in träger Strömung eine besonders in der wärmeren Jahreszeit unangenehm nach Exkrementen stinkende dunkle Brühe nach dem Flusse ableitet, der Taegu durchzieht. Dieser dient vorwiegend den zahlreichen Flüchtlingsfamilien als Trinkwasser und Waschgelegenheit; die wohlhabenderen Koreaner scheinen meistens über eigene Ziehbrunnen in ihren Haushöfen zu verfügen. So sind tagsüber die Ufer der verschiedenen, wenigstens in der Sommer- und Herbstzeit durch trockene Kiesflächen getrennten Flussarme dicht von waschenden Frauen besetzt.

Die Koreaner essen nur sehr wenig Fleisch; viele essen nur Geflügel. Milch und Milchprodukte sind fast nicht erhältlich. Reis, Gemüse und Fisch bilden die wichtigsten Nahrungsmittel. Sie werden in engsten Gässchen auf Märkten feilgeboten, die man sich nicht ‚orientalisch' genug vorstellen kann, sowohl was das Menschengewimmel als auch die hygienischen Verhältnisse anbetrifft. Das Nationalgericht, das mittags und abends zu Reis gegessen wird — Brot ist unbekannt —, ist ‚Kimtschi', bestehend aus Kohl und weissen Rüben mit rohem Fleisch oder Fisch und schärfsten pfefferartigen Gewürzen; es wird im Herbst in grosse Steingutstanden eingemacht. Ob diese Mischung eine Gärung durchmacht, weiss ich nicht; sicher ist, dass Kimtschi für unsere Begriffe derart stinkt, dass ich es vermeide, in die Spitalküche einzutreten. Auch lange nach der Mahlzeit ist die Atemluft noch derart damit gesättigt, dass die Amerikaner ihren koreanischen Angestellten den Genuss dieser Speise verbieten. Soviel ich indessen an unseren koreanischen Gästen, die sich noch nie im Ausland aufgehalten haben, bemerken konnte, schätzen alle ihr Kimtschi wesentlich mehr als unsere westliche, immerhin stark gesalzene, aber für sie ganz ungenügend gewürzte westliche Kost.

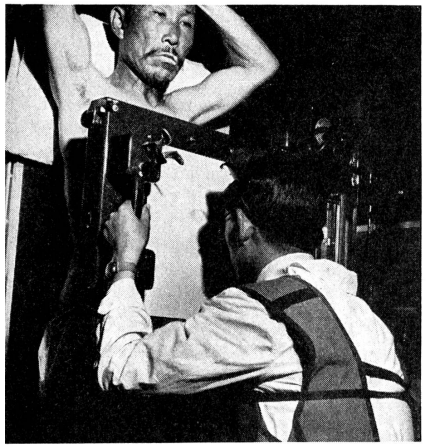
So ist ihre Lebensweise von unserer sehr verschieden. Aber nicht nur die Lebensweise. Ihre ganze Art des Denkens, des Fühlens, des Empfindens ist anders. Sie stehen ganz anders in der Arbeit. Hast ist ihnen unbekannt. Nie vermittelt ein Koreaner den Eindruck, keine Zeit zu haben. Es gibt auch ein morgen, und dieses morgen heisst vielleicht übermorgen oder in einer Woche oder in einem Monat. Ist das wichtig?

Ja, worin besteht eigentlich dieser Unterschied zwischen Ost und West? Worin das Faszinierende am ostasiatischen Menschen, dem wohl viele Weisse nicht entgehen können? Wenn ich allerdings daran denke, wie viel schon über dieses Thema geschrieben worden ist, und mir überlege, dass ich erst wenige Monate hier weile, wage ich fast nicht, meine Ansicht hierüber mitzuteilen; doch ist dieses Problem derart brennend für uns, dass ich mich nicht enthalten kann, es wenigstens zu berühren.

Sobald die Koreaner sich nicht um ihres eigenen Vorteils willen nach unserer westlichen Mentalität orientieren, reagieren sie erstaunlich oft einfach entgegengesetzt, als wir erwarten. Das drückt sich

Fortsetzung auf Seite 23

Unsere Operationsschwester Miéville zeigt zwei Koreanern die richtige Sterilisation.



Dr. Kim, Radiologe, bei einer Durchleuchtung.

Apotheker beim Zubereiten einer Medizin in der engen Spitalapotheke.

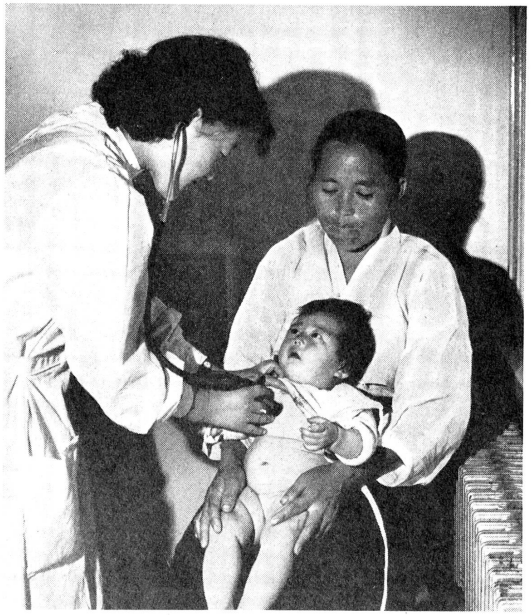
Eine Koreanerin versucht, dem Arzt die Krankheit ihres Mannes zu erklären.

Frau Dr. Corboud bei der Vorbereitung einer Anaesthesie; ihr hilft eine koreanische Schwester.

Unser Dr. Corboud während einer Operation.

Die koreanische Therapieschwester Kang beim Einstellen einer Patientin in der Röntgentherapie.

Fräulein Dr. Kim beim Untersuchen eines Kleinkindes in der Kinderabteilung.

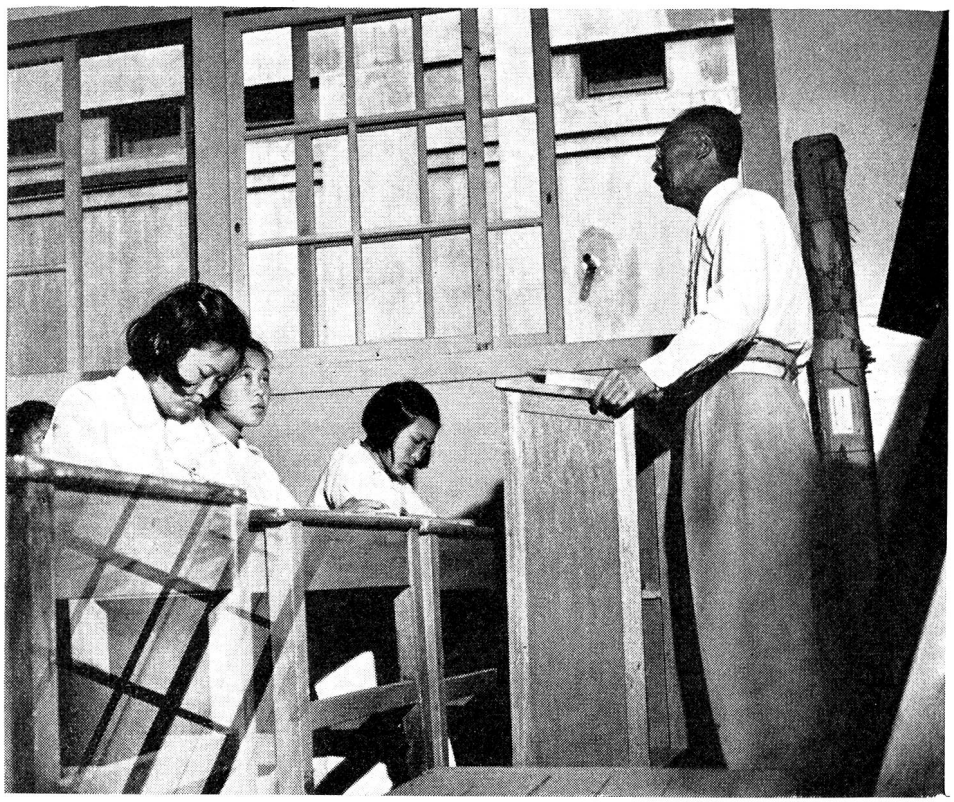


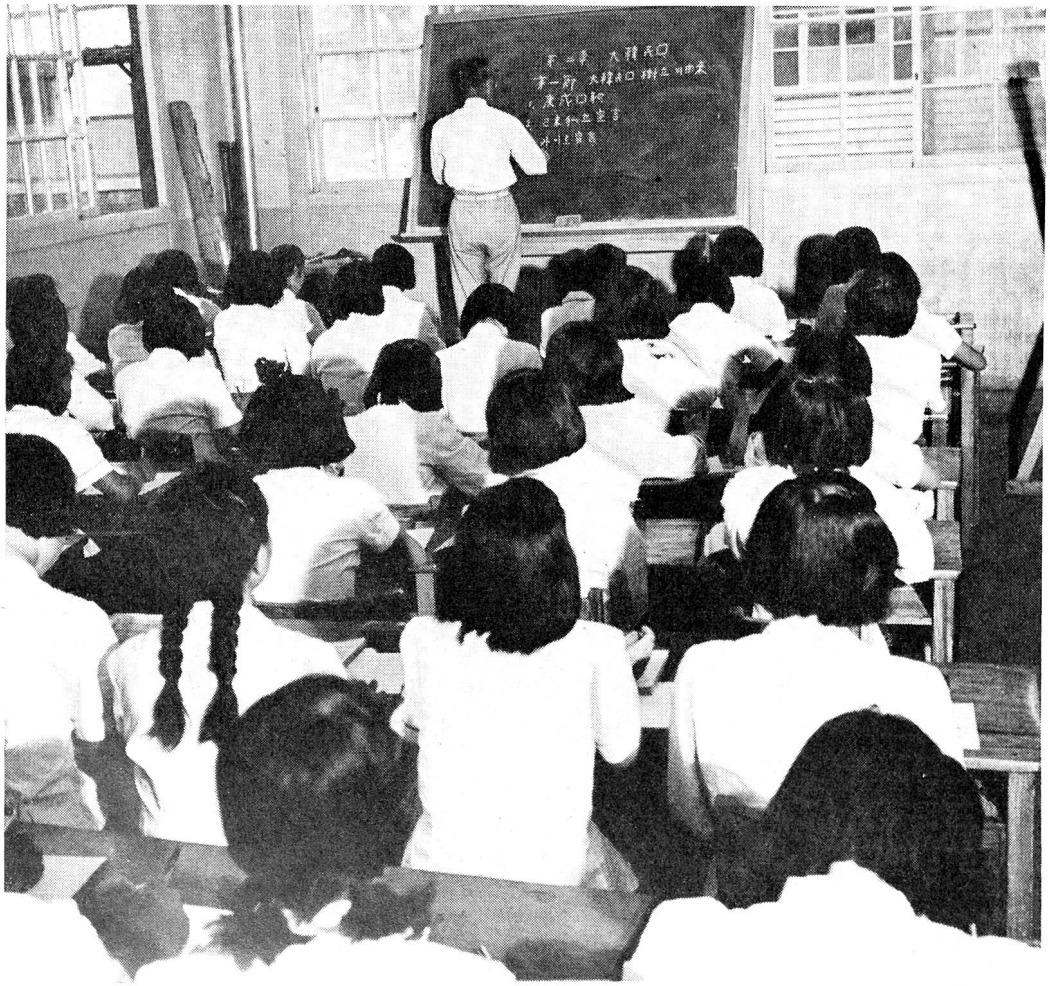
Die Fotos vom Spital in Taegu sind vom Radiologen Dr. Hans Ludin aufgenommen worden. Er schreibt dazu: «Im Spital verfügen wir schon seit zehn Tagen über kein Wasser; das ist der Grund, weshalb die Filmentwicklung nicht sorgfältig genug durchgeführt werden konnte. Die Negative sind leider teilweise fleckig.» Die Wasserversorgung bedeutet im Spital von Taegu eines der vielen täglichen Probleme, mit denen sich unser Fachmann für sanitäre Installationen, Eugen Lüthi, herumzuschlagen hat. «Seit ungefähr drei Wochen haben wir fast kein Wasser mehr,» schrieb er uns kürzlich, «es fliesst höchstens während einer halben Stunde täglich. Die Gründe? Immer wieder andere. Einmal soll die Pumpe defekt, dann wieder die Stromzufuhr nicht in Ordnung sein. Ich vermute aber, dass überhaupt fast kein Wasser vorhanden ist. Wir verfügen wohl in unserem Spitalareal über eine eigene Quelle, aus der wir wenigstens genügend Wasser in die Waschküche geleitet haben. Warum diese Quelle aber nicht für die gesamte Wasserversorgung benützt wird, habe ich bis dahin nicht herausbringen können. Allerdings erscheint mir dieses Quellwasser nicht sonderlich rein. Ich werde aber trotzdem versuchen, von unserer Pumpe aus eine Saugleitung in die Quelle zu verlegen, um das Wasser in unser Reservoir zu pumpen.» Und im letzten Bericht: «Wir haben diese Woche die Quelle angeschlossen. Das Wasser wird gechlort. Das Trinkwasser muss abgekocht werden.»

Medizinische Abteilung des Universitätsspitals in Taegu, Korea. Unsere Schwester Fischer stellt, mit Hilfe von zwei koreanischen Schwestern, einen fast unbeweglichen Arthritispatienten in den Gehapparat.

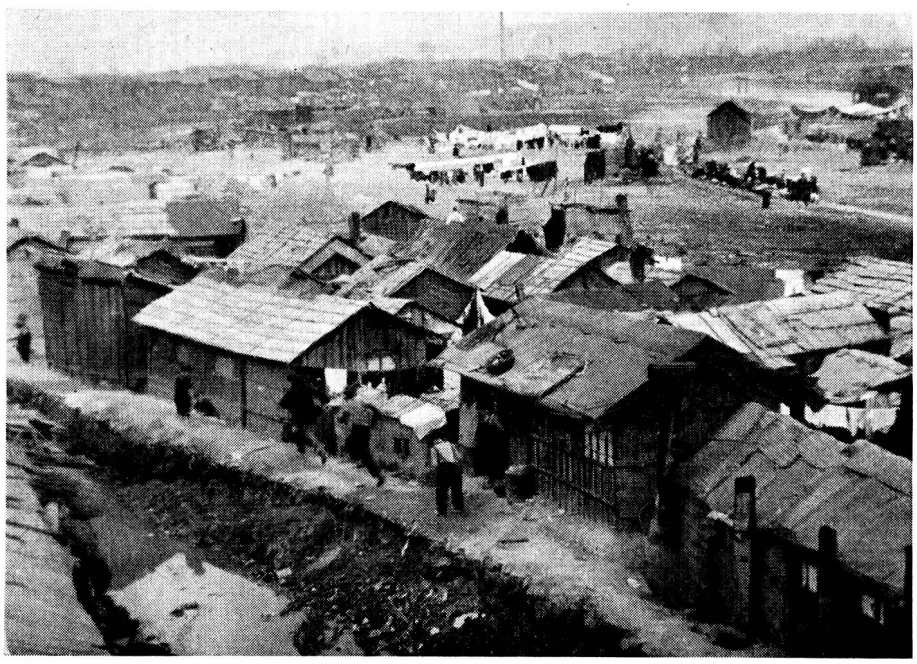
Ein Angehöriger reicht einem Patienten der chirurgischen Abteilung ein Getränk. Es ist in diesem Spital üblich, dass die Patienten von den Angehörigen verpflegt werden. Wer keine Angehörigen hat, blieb früher tagelang ohne Speise und Getränk liegen. Heute haben die Schwestern verstanden, dass die Ernährung der Kranken ebenfalls zu ihren Aufgaben gehört.

Die Schülerinnen der Pflegerinnenschule in Taegu, der unsere Schwestern beratend zur Seite stehen, sind noch sehr jung, da sie ihre dreijährige Lehrzeit mit 15 Jahren beginnen. Lily Abegg, die auch die Schule besucht hat, findet sie den grössten Erfolg der schweizerischen Mission. Die Schwesternschule in Taegu geniesse in Unkra- und andern ausländischen Kreisen in Südkorea einen ausgezeichneten Ruf, und immer wieder wird festgestellt: «The Swiss are doing very well» (die Schweizerinnen leisten sehr gute Arbeit). «Die Schweizer Aerzte und Schwestern» — so schreibt Lily Abegg — «sagten mir, dass die jungen Koreanerinnen lernbegierig und willig seien. Die Gründe hierfür scheinen mir erstens in der allgemeinen Frauen-Emanzipation zu liegen — viele Mädchen wünschen heutzutage einen Beruf zu erlernen — und zweitens darin, dass die jungen Mädchen nicht von den gleichen Existenzsorgen gedrückt werden wie die verheirateten Aerzte. Ausserdem sind es die Frauen in Ostasien gewöhnt, belehrt und herumbefohlen zu werden.»





Lernschwestern des ersten Lehrjahres beim theoretischen Unterricht.



In solchen Elendsquartieren von Pusan und Taegu wohnen Tausende und Abertausende von Flüchtlingen Hütte an Hütte in Schmutz und Mangel. Der Wohnungsmangel in diesem Flüchtlingsquartier ist ausserordentlich gross. Er trägt zur Vertiefung der Kluft zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen nicht unwesentlich bei, einer Kluft, die sich von Monat zu Monat noch weiter vertieft und über die eine gewisse Einheitlichkeit des Verhaltens und der Höflichkeit nicht hinwegzutäuschen vermag.

Immer wieder werden die Mitglieder unserer Medizinischen Mission in Taegu vom Flüchtlingselend dieses vom Kriege so hart betroffenen Landes Korea tief beeindruckt und aufgewühlt. Kaum ein Bericht erreicht uns, der nicht davon erzählt. So schreibt der Chef der Mission, Dr. Willener, nach einer Besprechung mit den Unkra-Vertretern in Pusan:

«Meine optimistische Stimmung hatte sich rasch getrübt, als ich im Zug Richtung Taegu von Pusan wegfuhr durch die schlimmsten Armen- und Flüchtlingsquartiere hindurch, die man sich vorstellen kann. Ich habe nicht allein von der Plattform aus in die elendesten Behausungen hineingesehen, sondern bei gewissen Halten auch Gelegenheit erhalten, die Menschen zu beobachten. Hier breitet sich ein Elend aus, das jeder Romantik entbehrt und die Menschen zur niedrigsten Form des Existenzkampfes zwingt.»

Und Dr. Ludin im letzten Winter: «Wir denken hier oft genug an die Menschen ‚am Fluss' (die Flüchtlinge), die frierend an ihren kleinen Feuerchen in den Hütten kauern. Frauen gehen den Bahngeleisen entlang und suchen Kohlenstückchen zusammen. Ich bin sicher, dass Ihr Euch in der Schweiz das Ausmass des Elends vieler Menschen hier unmöglich vorstellen könnt. Ich bin kein sonderlich sentimentaler Mensch, aber der Anblick der Flüchtlinge packt mich immer wieder; ist es möglich, dass Menschen so elend leben müssen, viel schlechter als bei uns in der Schweiz die Haustiere?»

Auf der Stadtseite am Fluss in Taegu stehen unzählige Flüchtlingshütten, wie sie bei uns etwa die Buben zimmern. Flüchtlingsvolk tummelt sich auf dem Schotter des Flusses, und Frauen schlagen in langer Reihe die Wäsche. Zwischen den hässlichen Bretterfronten der Häuser sind schmale Graben ausgehoben, in denen träge die stinkenden Abwässer fliessen.

Fortsetzung von Seite 14

schon in einfachsten Bewegungen aus; winkt ein Koreaner einen andern herbei, so macht er dieselbe Handbewegung, mit der wir jemanden auffordern, sich zu entfernen. Ich glaube, dass der Grundunterschied zwischen der östlichen und der westlichen Lebensauffassung darin besteht, dass die Asiaten, soweit sie nicht von westlichen Auffassungen beeinflusst sind, annehmen, dass sich die menschliche Natur nicht wesentlich zu ändern vermag, dass sie vor 5000 Jahren ungefähr gleich war wie sie auch noch in 5000 Jahren sein wird. Einmal tritt zwar das eine, ein anderes Mal das andere Element stärker hervor; doch sind auch diese Veränderungen nur unwesentlich und vergänglich. Der Fortschrittsglaube der westlichen Zivilisation muss einem solchen Menschen recht töricht vorkommen. So besteht auch kein Grund, an den Lehren der grossen Weisen und Heiligen der alten chinesischen Zeit zu zweifeln oder diese gar abzuändern. Emanzipation des Individuums, Erforschung der Natur, um sie zu beherrschen, erscheint von diesem Standpunkt aus als nutzlose Verschwendung, als frevelhaft, als Eingriff in den Lauf des Himmels. Weicht der Hwangho in seinem Lauf auch noch so katastrophal nach links ab, so weiss man eben, dass er später wieder, wie er es je und je getan, wieder nach rechts hinüberpendeln wird. Dies führt zum Undramatischen, Unheldenhaften, im gleichen Kreisenden des asiatischen Lebens, zusammen mit der teilweise verbreiteten Auffassung der Seelenwanderung zur verhältnismässig geringen Bedeutung des Einzellebens. Einzelne haben erst dann Bedeutung als Individuen, wenn sie als Weise und Heilige den Lauf des Himmels richtig erkannt, gelehrt und gelebt haben. Dies gibt dem Asiaten eine Lebenskraft, eine Leidensfähigkeit, eine Bewahrung vor dem Untergang in Katastrophen, wie sie dem Europäer wohl längst nicht in diesem Masse eigen ist.

Weshalb sind die Asiaten so passiv? Man sagt, sie meditieren. Vergleicht man das innere Wesen des Menschen — Bewusstes und Unbewusstes — mit einem Garten, so sucht der Asiate sämtliche Beete, auch die dunkelsten Winkel, mit der ihm zur Verfügung stehenden Wassermenge zu begiessen; der westliche Mensch dagegen baut ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem für einen gewissen Teil des Gartens, merkt aber nicht oder oft zu spät, dass inzwischen ein guter Teil der ausserhalb dieses Teils wachsenden Pflanzen verdorrt ist. Deswegen erscheint der westliche Mensch dem Asiaten töricht übergeschäftig, in einer ganz nutzlosen Weise von ‚unnötigen' Problemen gejagt, hastig, irgendwie ‚luziferisch', und es braucht Zeit, diese Einstellung beim Einzelnen zu überwinden.

In der Beurteilung Asiens und seiner Lebensweise sowie seiner allgemeinen Anschauungen gibt es in Europa zwei entgegengesetzte Gruppen: diejenige der Kolonisten, die vor allem die negativen Seiten der Asiaten gesehen haben: die Gleichgültigkeit, den Schmutz, die Korruption, die Unfähigkeit zu technisch hochwertiger, planmässiger, wohlorganisierter, disziplinierter Arbeit; als Gegensatz gibt es die Auffassung der unbedingten Anbeter der asiatischen Weisheit, der religiösen und philosophischen Systeme, der Natürlichkeit, der Naturnähe und Lebenskraft des Einzelnen. Beide sehen nur eine Seite, beurteilen nur von ihrem Standpunkt aus. Nur wenige gelangen zu einer Gesamtschau wie zum Beispiel Richard Wilhelm. Wollen sie das erreichen, so müssen sie eben Asiaten werden. — Wilhelm ging als Missionar nach China und kam viele Jahre später als Kenner des chinesischen Wesens, als Uebersetzer und Deuter des I Ging nach Europa zurück, des I Ging, der einen der Hauptschlüssel zum Verständnis Ostasiens bildet. Vier seiner dreiteiligen Grundzeichen umrahmen das TaiGiTu auf der koreanischen Fahne.

In unserer Arbeit gibt es leider Umstände, die einen ‚Asienschwärmer' kurieren könnten. Wir haben immer zu bedenken, dass wir in unserer Arbeit vorwiegend den negativen Seiten Asiens gegenübergestellt sind.

Die Wirren der letzten Jahre schufen in diesem Land eine Lage, die sich, rein wirtschaftlich gesehen, von derjenigen Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem dadurch unterscheidet, dass sie nicht ein Volk von Organisatoren und technisch hochqualifizierten Arbeitern und Wirtschaftsleuten traf, sondern Menschen, die technisch höchstenfalls die Fertigkeiten eines mittelalterlichen europäischen Handwerksmannes vor der Maschinenzeit besitzen, die hinsichtlich Organisation und Planung in den oberen Stellen nur über spärliche qualifizierte Männer verfügen, die sich in den mittleren und unteren Stellen auf Grund allgemeiner Einstellung, Tradition, infolge der Kriegsverwüstungen, ferner aus Gleichgültigkeit und mangelndem Verantwortungsbewusstsein der Gemeinschaft gegenüber aufs Flicken und Improvisieren beschränken. Sehen sie die Notwendigkeit einer Industrialisierung dieses Agrarlandes auch ein, so bringen sie für die Schwierigkeiten und die damit verbundenen Probleme ein nur sehr ungenügendes Verständnis auf. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass Wasserversorgung, Stromversorgung, Unterhalt der sanitären Installationen und dergleichen zu schwierigen, oft aus Gründen wirtschaftlicher oder technischer Art fast unlösbaren Problemen werden.

Die sozialen Unterschiede sind enorm, wie wohl überall im Osten, trotz der formellen Demokratie. So gibt es auch hier Menschen, die sich alles leisten können. Es bestehen meines Wissens aber keine verbreiteteren sozialen Einrichtungen wie Krankenkassen, Sozialfürsorge, Altersfürsorge usw., was allerdings durch den engen Familienzusammenhang wettgemacht wird, durch die ‚Fürsorge im Familienkreise'. Grosse wirtschaftliche Schwierigkeiten treten dann auf, wenn ganze Familien gänz-

lich verarmen oder wenn Menschen aus ihrem Familienkreis ausgestossen werden oder durch äussere Ereignisse aus diesen herausfallen, wie das im Bürgerkrieg der Fall war. Dies erklärt wohl, dass sehr viele Frauen, die sonst ein gutbürgerliches Leben im Norden vor sich gehabt hätten, hier einfach aus äusserster Not dem Geisha-Leben verfielen, aus dem es kein Zurück mehr gibt. Hier ist das Familiensystem oft grausam, jedenfalls sehr konsequent.

Unter Berücksichtigung der geschilderten Umstände lässt sich einigermassen ermessen, welch grossen Schwierigkeiten unsere Arbeit begegnet, indem das Spital den Koreanern gehört und wir mit ihnen zusammenarbeiten, so gut es eben geht. Das Spital hat in der Zeit, in der der Umbau durch die UNKRA durchgeführt wurde, unter denkbar schlechtesten Bedingungen provisorische Polikliniken und Abteilungen in barackenähnlichen Anbauten aufrechterhalten. Vor dem Umbau müssen die Verhältnisse geradezu katastrophal gewesen sein: Die Verpflegung war so schlecht, sogar für koreanische Verhältnisse, dass die Angehörigen auf dem Boden der Spitalzimmer den Patienten auf Feuern kochten. Nach dem Bürgerkrieg war es vollkommen ausgeplündert worden; alles war gestohlen worden: Einrichtungsgegenstände, Instrumente, Bücher, einfach alles. Dass ein Europäer mit dem Begriff ‚Spital' etwas durchaus anderes verbindet, wird jedem einleuchten.

Und doch bedeutet der Koreaaufenthalt für uns eine reiche Zeit.»

Die Schweizer Schriftstellerin Lily Abegg, die in Japan lebt und den Fernen Osten seit Jahren mit offenem Blick bereist und kennengelernt hat, besuchte kürzlich auch unsere Medizinische Mission in Taegu und besichtigte das Spital.

«Wir dürfen nicht vergessen», schreibt sie uns unter anderem, «dass das grosse Spital in Taegu eine japanische Gründung ist — sie geht auf das Jahr 1904 zurück — und bis 1945 in rein japanischer Art betrieben wurde. Das japanische Spital- und Aerztewesen ist aber ganz etwas anderes als das europäische. Selbstverständlich lag die japanische Art, weil sie eine verwandt ostasiatische ist, den Koreanern näher als die unsrige.»

Dass sich die koreanischen Aerzte nicht so einzusetzen scheinen, wie das ein europäischer Arzt glaubt erwarten zu dürfen, begründet Lily Abegg zum Teil mit ihrer Armut: «Die koreanischen Aerzte verdienen, wie man mir sagte, ungefähr den Gegenwert von 200 Franken im Monat. Wie sollen sie davon in Südkorea, diesem Land der Teuerung und weiterhin steigenden Preise, ihre Familien ernähren? Die meisten Aerzte haben deshalb einen Nebenberuf: der eine leitet eine Taxi-Gesellschaft, der andere ein Café usw. Wie darf man von ihnen, die in einem harten wirtschaftlichen Daseinskampf stehen, einen grossen wissenschaftlichen Eifer verlangen, der nichts einbringt?»

Lily Abegg, die ganz Südkorea bereist und mit vielen Menschen, Asiaten und Europäern, gesprochen hat, hält die Tätigkeit der schweizerischen Mission in Taegu für eine bedeutungsvolle kulturelle und menschliche Aufgabe, die in jeder Beziehung der schweizerischen Tradition entspreche. Im übrigen beneidet sie die Angehörigen unserer Mission nicht, es sei ihnen höchste Anerkennung zu zollen. «Sie sind von der Welt mehr oder weniger abgeschnitten und befinden sich in einer fremdartigen Umgebung, ganz auf ihre Arbeit angewiesen. Korea ist heute ein verarmtes, kriegszerstörtes, deprimierendes Land.»

EINIGE WORTE ÜBER DAS BUCH DER WANDLUNGEN I GING

Wir könnten keine besseren Worte über den I Ging finden als einige der Erläuterungen des Uebersetzers und Deuters Richard Wilhelm selbst, die wir dem im Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf/Köln herausgegebenen I Ging, Buch der Wandlungen, aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm entnehmen:

«Das Buch der Wandlungen, chinesisch I Ging, gehört unstreitig zu den wichtigsten Büchern der Weltliteratur. Seine Anfänge reichen ins mythische Altertum zurück. Bis auf den heutigen Tag beschäftigt es die bedeutendsten Gelehrten Chinas. Fast alles, was in der über 3000 Jahre alten chinesischen Geschichte an grossen und wichtigen Gedanken gedacht wurde, ist teils angeregt durch dieses Buch, teils hat es rückwirkend auf die Erklärung des Buches Einfluss ausgeübt, so dass man ruhig sagen kann, dass im I Ging die reifste Weisheit von Jahrtausenden verarbeitet ist. So ist es denn auch kein Wunder, dass beide Zweige der chinesischen Philosophie, der Konfuzianismus und der Taoismus, ihre gemeinsamen Wurzeln hier haben . . .

Ja, nicht nur die Philosophie, auch die Naturwissenschaft und die Staatskunst Chinas haben immer wieder aus diesem Weisheitsborn geschöpft, und es ist kein Wunder, dass dieses Buch als einziges der alten Weisheitsschriften der Konfuzianer selbst der grossen Bücherverbrennung des Tsin Schi Huang entging . . .